

**WELT****KULTUR****welt+** ARCHITEKTUR

## Die Stadt aus Holz und ihre naiven Freunde

Von Dankwart Guratzsch

Stand: 15:59 Uhr | Lesedauer: 10 Minuten



Viel Holz, wenig Autos: Stadthäuser in Bayern

Quelle: Getty Images/Westend61

Die Stadt der Zukunft soll beides in sich vereinen: das Urbane und das Ländliche. Dahinter stecken ein Aufstand gegen die Schrecken der Moderne und eine tiefe Sehnsucht. Aber die ersten hölzernen Mustersiedlungen des Klimaaktivismus zeigen einen unauflösbaren Widerspruch.

Noch ist die „Raus-aufs-Land-Bewegung“ frustrierter Städter gar nicht richtig angelaufen, da scheint sich unter Architekten ein Gegentrend aufzubauen: Rein in die Ortsmitten, aber mit ländlichen Bauformen. Das „Deutsche Architektenblatt“ (DAB), Zentralorgan der Architektenkammern, widmet dem Phänomen jetzt ein ganzes Heft. Viel Holz, Naturstein, Satteldach, Auflockerung zieht da in die städtischen Strukturen ein. Und was eben noch seltsam abseitig und skurril erschien, die große [Kulturscheune \(/kultur/kunst-und-architektur/article162289877/Aktion-Sorgenkind-fuer-Berlins-Kulturwueste.html\)](https://www.welt.de/kultur/kunst-und-architektur/article162289877/Aktion-Sorgenkind-fuer-Berlins-Kulturwueste.html), die die Schweizer Architekten Herzog und de Meuron auf dem Berliner Kulturforum errichten, wird über Nacht zum Trendsetter und Pionierbau einer Baumode.

Noch wagen wir nicht zu glauben, dass das wirklich „städtisch“ ist. Die Chefredakteurin des Architektenblatts, Brigitte Schultz: „Das romantische Bild ist wie immer nur die halbe Wahrheit.“ Denn das, was wir bisher für das echt Reale hielten, die industrielle Wirklichkeit, die Instrumentalisierung der Landschaft, die Vermarktung und Verstädterung der Natur schreitet ja ungehemmt weiter voran. Und doch ist da ein Impuls, der das Bild verändert. Ein Haus von dörflichem Charakter mitten in der Stadt „entmächtigt“ das gebaute Umfeld, indem es den Blick in eine andere, zwar „unstädtische“, aber höchst vitale Wirklichkeit lenkt. Im Doppel- und Widersinn liegt das Faszinosum des neuen Trends.

Die eben noch gefeierten Urbanisten reiben sich die Augen. Nach kaum einem Vierteljahrhundert scheint sich schon wieder ein Überdruß an „Stadt“ zu artikulieren. Welches Gemisch von Trends, Idealen und Utopien, welche psychische und geistige Verfassung der Gesellschaft artikuliert sich da? Ist uns Urbanität schon wieder zu wenig? Oder andersherum: Ist städtische Kultur, städtisches Leben, städtische Betriebsamkeit dem genervten Gemüt des sich ins Homeoffice vergrabenden Städters zu viel? Folgt dem kurzen Aufbruch der Reurbanisierung nach kaum zwei Jahrzehnten so etwas wie eine Schubumkehr, eine „Reagrarisierung“?

## **Das Gesellige und das Idyllische**

Fast fühlt man sich zurückversetzt ins chamäleonhafte 19. Jahrhundert, in dem die Stilkonzepte in atemloser Folge wechselten. Dabei ist der Paradigmenwechsel diesmal viel fundamentaler. Hatte man in den 1960er- bis 1980er-Jahren noch an „Suburbia“ geglaubt, an den Massenwohnungsbau mit Plattenbauten, Trabantenstädten, grenzenlosem Siedlungsbrei und Arbeiterschließfächern, und war man um 2000 von dort reuig in die durch Krieg und Wiederaufbau verwüsteten Innenstädte zurückgekehrt, um sie neu zu „urbanisieren“, so setzt man jetzt auf die Quadratur des Kreises. Die Stadt soll nun möglichst beides in sich vereinen: das Urbane und das Ländliche, das Gesellige und das Idyllische, die Dichte und die Auflockerung, die Manifestation in Stein, Glas, Metall und die Feier der Wildnis und des Grüns, Ressourcenverbrauch und Ressourcenschonung, Weltstadt- und Schrebergartenkultur, Betongerippe und Efeufassade.

Wo kommt das her? Was macht das mit der Stadt, dem Brennpunkt der Zivilisation, der Technisierung, der Digitalisierung? Da ist, vielen anderen Trends voran, die Klimapolitik mit ihren Zwängen und Restriktionen, die vielen Menschen das Städtische verleidet. Da ist der Aufstand gegen den um sich greifenden Automatismus, Optimierungs- und Regelungswahn. Da ist die existenzielle Sehnsucht eines neuen Zurück zur Natur, die sich an ein rurales Paradies klammert. Da ist das Utopia einer unschuldigen städtischen Demeter- und Alnatura-Existenz, die allen Anfechtungen und Versündigungen enthoben ist und ewige Jugend verheißt. Je unerträglicher die Realität, desto anmaßender die Fantastik.

„Unterwegs in der Stadt der Zukunft“ sehen sich Andrea Baier, Christa Müller und Karin Werner, wenn sie mit zwei Dutzend Autoren „Urbane Gärten als Orte der Transformation“ erkunden. Ihr über 400 Seiten dickes Kompendium suggeriert, dass sich Städte mit nur ein bisschen gutem Willen in „Gemeinschaftsgärten“ und „planetarische Räume“ verwandeln lassen. Sie wollen der „Zerstörung und Entwurzelung etwas entgegensetzen“, indem sie durch Verschrebergärtnerung des Urbanen „für Sauerstoff, Kühlung und Schatten, Feuchtigkeit, Bodenqualität, Artenvielfalt sorgen und Menschen ein Gefühl von Erdung und Aufgehoben-Sein bzw. Angekommen-können vermitteln.“

Auf ihrem graswurzelbewegten Streifzug durch die Zukunftsstadt meint man, der Tochter aus Elysium persönlich zu begegnen, wenn auch auf hartem, beengtem, übernutztem Boden. Das ist ungeheuer edel und soll nicht lächerlich gemacht werden. Aber lassen sich Städte tatsächlich in Ableger des Garten Eden verwandeln? Verlieren Sie nicht im selben Augenblick ihre wichtigste Eigenschaft, Städte zu sein?

## **Die Smart City erträglich machen**

Die Stadt bis hin zur übel beleumdeten Megastadt, das wusste man noch vor einem Jahrzehnt, ist der Ort der ökonomischsten Flächennutzung, des geringstmöglichen Ressourcenverbrauchs, der intensivsten infrastrukturellen Versorgung und nicht von ungefähr der Hotspot von Wissenstransfer, Kreativität und Innovation. Je mehr man sie auflockert, desto länger und energieaufwendiger werden die Wege, desto rasanter steigt der Flächenfraß, desto hemmungsloser wachsen die Emissionen. Ökologische Konzepte zur Kühlung und CO<sub>2</sub>-Reduktion sind gerade dann nicht ökologisch, wenn sie sich auf die kleinräumigsten Flächen fokussieren.

Es ist eine der Widersinnigkeiten der Klimapolitik, dass sie im selben Atemzug, in dem sie die Landschaft neu in Wert setzt, gleichzeitig das Landschaftsideal verrät. Während die Industrie-, Verkehrs- und Emissionsflüchtlinge in die Natur streben, wird die noch unverbrauchte Natur großflächig „industrialisiert“, sprich: mit Windrädern vollgestellt und unter das Joch energiepolitischer Ausbeutung gezwängt.

Natürlich kann das weder ein Argument gegen Stadtgrün, Hof- oder Vorgärten, Alleen und Schrebergärten, Pflanzkübel oder Stadtparks sein, die uns die dröhnende, durchorganisierte, überhitzte, verdrahtete und verkabelte Smart City erträglich machen. Erst recht nicht taugt es zur Polemik gegen die auf dem Kamm dieser „grünen Welle“ vermehrt in die Städte einziehenden Bauernhäuser und Heustadl. Aber es verdeutlicht, dass wir tatsächlich immer nur von der halben Wahrheit reden, wenn wir versuchen, Verstädterung oder Verländlichung absolut zu setzen.

## **Das „größte Holzbauquartier der Welt“**

In Berlin ist es die vormalige Senatsbaudirektorin Regula Lüscher gewesen, die genau daran scheiterte. Nachdem sie der Hauptstadt mit der Europacity am Hauptbahnhof eines der missratensten Büroquartiere der letzten Jahrzehnte beschert hatte, legte sie in Berlin-Tegel noch kurz vor ihrer Abdankung den Grundstein für das Gegenmodell: für das Schumacher-Quartier, eine ganze Holzhaussiedlung auf dem 46 Hektar großen ehemaligen Flugfeld von Berlin-Tegel.

5000 Wohnungen für 10.000 Menschen sollen entstehen – das „größte Holzbauquartier der Welt“, wie das Allgäuer Holzforum jubelte, und eine wahre Mustersiedlung des Klimamoralismus. Das Quartier soll „nachhaltig“ und „sozial gemischt“ sein, soll den Bewohnern „alle notwendigen Einrichtungen wie Schulen, Kitas, Sportanlagen und Einkaufsmöglichkeiten“ bieten, das erste Wohnhaus möglichst 2027 fertig sein.



Modellansicht des Schuhmacher-Quartiers, das in Berlin-Tegel entstehen soll

Quelle: TEGEL PROJEKT GMBH

Auch wenn das Siedlungsgebilde erst noch beweisen muss, dass es auch ästhetisch mit der edlen Einfalt und stillen Größe der neuen städtischen Scheunen konkurrieren kann, steht schon heute fest, dass man ihm „Zeitgemäßheit“ attestieren wird. Denn hier soll es um viel mehr gehen. Neben den versprochenen Wohnungen, die erst noch auf sich warten lassen, ist eine sogenannte „Bauhütte 4.0“ geplant: ein „Innovations- und Produktionsstandort für eine digitalisierte Wertschöpfungskette ‚Wald zu Stadt‘.“ Dahinter verbirgt sich nichts Geringeres als ein ganzer Verbund von Netzwerken, Start-ups, mittelständischen Holzbaufirmen und forstwirtschaftlichen Betrieben mit entsprechenden Vermarktungskonzepten – in Klartext: ein Großkonzern für Serienholzbau und fabrikmäßige Umwandlung von Wäldern in Städte. Erst kommt der energetische Schein - und ganz am Ende das Bauen.

## Die Nachteile fressen die Vorteile

Sehen wir uns die Planungen für das neue Quartier genauer an. Es ist in der klassischen, seit der Internationalen Bauausstellung 1984/87 rehabilitierten Blockrandbauweise konzipiert, hat aber keinen „urbanen“, sondern einen grünen Kern: den dreieckigen Park. Statt einer Kirche wird ein „Bildungscampus“ mit offener Plaza vorgeschlagen, aber wie der Gewerbepark und die neue Straßenbahnlinie an die Außenränder geschoben. Und so ist es allenthalben: Die Nachteile fressen die Vorteile auf. Ist die Hauptachse dem Fahrrad vorbehalten und sind die Straßen für PKWs zu schmal, so mag das ökologisch korrekt sein – „urban“ ist es nicht. Früher sagte man: Stadtluft macht frei. Heute macht man den freien öffentlichen Raum zum Exerzierplatz der Disziplinierung.

„Wie sieht nachhaltiger Holzbau der Zukunft aus?“, fragten sich unter Bezugnahme auf das Modellquartier im Januar 2024 hundert Experten aus Politik und Wirtschaft. Man hatte sie mit einer eigens erstellten [Studie der TU Berlin \(https://depositonce.tu-berlin.de/items/e733a407-3f84-4b72-8d78-34f28cbec607\)](https://depositonce.tu-berlin.de/items/e733a407-3f84-4b72-8d78-34f28cbec607) gefüttert. Der anspruchsvolle Titel: „Wälder, Städte und ihr Kohlenstoffkreislauf – Quantifizierung der Auswirkungen verschiedener Arten der Baukonstruktion auf den Kohlenstoffhaushalt im Schumacher-Quartier“. Und so sahen die „Haupterkenntnisse“ aus:

(1) „Im Vergleich mit konventionellen Arten der Baukonstruktion ist die Kohlenstoffemission beim Holzbau deutlich geringer.“ (2) „Auch hinsichtlich des Kohlenstoffspeicherpotenzials schneidet Holz besser ab als konventionelle Arten der Baukonstruktion. Massivholz erzielte dabei noch bessere Ergebnisse als Holzleichtbau.“ (3) „Die Kohlenstoffemissionen sind proportional zur Transportdistanz. Kürzere Transportwege Text schlagen sich in geringeren CO<sub>2</sub>-Emissionen nieder.“ (4) „Wichtiger als die Länge des Transportweges ist das zu transportierenden Gewicht des Baustoffes. Je leichter ein Baustoff, desto geringer ist entsprechend die CO<sub>2</sub>-Emission.“ (5) „Die Hälfte des Schumacher-Quartieres wird, bei einer Bauphase von zehn Jahren, aus Holz aus den Berliner Forsten errichtet werden können.“

Was für eine Ausbeute! Aber hat man das nicht alles ganz ohne Studie und Workshop schon tausendmal gehört? Andererseits blieben Kernfragen unbeantwortet. Wie lange die hölzernen Schatullen mutmaßlich halten, in welchen Zeiträumen die verkrauteten Fassaden ausgetauscht werden müssen, wie sie Feuersbrünste und Schädlingsbefall überstehen, was ihre (womöglich mehrmalige) Neuerstellung kostet?

Ganz abgesehen von der letzten, klimatologisch wichtigsten Frage: Wie lange wird die grüne Lunge Berlins, hier umschrieben mit „Berliner Forsten“, brauchen, bis sie den Kahlschlag an großkronigen Buchen und Fichten und dessen Auswirkungen auf den CO<sub>2</sub>-Pegel der Berliner Luft kompensiert hat? Und welchen Beitrag dazu, ab wann, in welcher Nachhaltigkeit werden die spillrigen „kühlenden Pflanzen“ zu leisten vermögen, die ein weiteres Team der TU Berlin, diesmal vom Fachgebiet Vegetationstechnik und Pflanzenverwendung, in eigens zu diesem Zweck angelegten „Verdunstungsbeeten“ heranzüchtet? Gehört nicht zu jeder seriösen Rechnung eine Kosten-/Nutzenabwägung?

## Architektonische Fastenkonzepte

Holz ist die Uniform der klimabewussten Gesellschaft, ein Baustoff, der weltweit immer populärer wird – aber ist das ein Segen? Holz suggeriert Ökobewusstsein und Ökolust – aber ist es wirklich nachhaltiger, resilienter, robuster als der Jahrtausende überdauernde Stein? Der unschlagbare Reiz des Holzhauses ist sein anmaßendes Understatement. Nichts denunziert und demaskiert die stillos-plumpe Gebrauchs- und Massenarchitektur der „Fertighallen, Tankstellen oder Bau- und Gewerbehöfe“ (Max Otto Zitzelsberger), die ganze Landschaften schändet, so gründlich wie die hölzerne Hülle, die wie ein Baum aus der Erde wächst. Aber kann sie wirklich das Weltklima retten?

Städtische Ländlichkeit ist ein Widerspruch in sich, so wie Neugebaute Geschichtlichkeit, die Stadt aus Bytes, das Null-Energiehaus aus Beton. Die Wächter der „Wahrheit“ in der Architektur, die vor etwas mehr als hundert Jahren mit der heroischen Gründung des Deutschen Werkbunds die Architektur des Illusionismus für alle Zeiten zu beerdigen getrachtet hatten, drehen sich im Grabe um. In Zeiten der Simulation, der Fake News und der gezielten Sinnestäuschung schlägt der schöne Schein alle in Tabellen und Zahlenkolonnen gewissenhaft erfassten Klimateffekte. Dörfliche Architektur mitten in der Stadt gaukelt Erlösung vor, Natur, Freiheit – aber Neubauten ohne Ressourcenverbrauch gibt es nicht.

Wer wirklich Umweltlasten einsparen will, muss konsequent auf Baukonzepte setzen, wie sie der einzelgängerische Münchner Pionier [Florian Nagler \(https://nagler-architekten.de/projekt-daten/projekt-ansicht/forschungshaeuser-bad-aibling/\)](https://nagler-architekten.de/projekt-daten/projekt-ansicht/forschungshaeuser-bad-aibling/) mit seinen Forschungshäusern in Bad Aibling entwickelt hat: auf simple, auf das Elementare zurückgeführte Gehäuse des Wohnens, die nicht heucheln, sondern sich in ihrer Strenge und Askese tatsächlich als das präsentieren, was sie sind: architektonische Fastenkonzepte der Bescheidung und Sparsamkeit.

Erleben wir den Vorschein einer Architektur für harte Zeiten, ehe sie noch richtig angebrochen sind? Das Bauen kehrt von den ideologischen Plattformen zu seinen Wurzeln, zum über Jahrtausende eingeübten gesunden Menschenverstand zurück. Natürliches Wirtschaften, Selbstversorgung, naturgemäßes Leben und Wohnen in der schlichten Schönheit uneitler, harmonischer, wohlproportionierter Gebäude - eine solche Grundhaltung von Architektur wirkt sympathisch, haushälterisch, „zeitgemäß“ und „angemessen“. Sie hat Bestand über Tag und Stunde hinaus. Sie braucht gar nicht nachzuweisen, dass sie nachhaltig und energetisch „vollkommen“ ist – sie ist es von Natur aus und sie sieht auch so aus.

Eines scheint dem Bautyp „Stadtscheune“ fast spielend schon jetzt zu gelingen: Er muss nicht um Aufmerksamkeit betteln – er hat sie. Bei den meisten im Architektenblatt gezeigten Beispielen handelt es sich um Gebäude, die ihre Entstehung gerade nicht „Experten“, nicht irgendeiner Ideologie oder TU-Studie, sondern ursächlich Bürgerinitiativen und „genossenschaftlichen Ideen“ verdanken. Kann so ein neuer Architekturtrend entstehen?

Die Baukunst braucht eine Frischzellenkur. Ist nicht vielerorts nur allein die Ankündigung eines Bauvorhabens zu einer Horrorvorstellung geworden, die Proteste auslöst, noch ehe überhaupt eine Baugrube ausgehoben ist? Das Ländlich-Sittliche, das Wahre und Echte kommt ohne Gehabe daher. Es schüchtert nicht ein, es fährt nicht die spitzen Ellenbogen aus, sondern gibt sich gesellig. Dass der Wind jetzt aus den Dörfern in die Städte hineinweht, kann ihnen nur bekommen. Und es muss nicht bei einem lauen Lüftchen bleiben. Es könnte ein Frühlingswind sein.

---

## WEITERE THEMEN

[Klimapolitik](#)[Ökoarchitektur](#)[Wohnungsbau](#)[Klimaschutz](#)[Architektur](#)

---

© WeltN24 GmbH 2025

Ein **Axel Springer** Unternehmen

Die WELT als ePaper: Die vollständige Ausgabe steht Ihnen bereits am Vorabend zur Verfügung – so sind Sie immer hochaktuell informiert. Weitere Informationen <https://epaper.welt.de>